

# Ernte

Autor(en): **Kollbrunner, Oskar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 31

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642423>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 31 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 5. August 1922

## Ernte.

Von Oskar Kollbrunner.

Nun bringe ich die Ernte ein  
Bestreift vom Sommerabendschein.

Hoch schreite ich im Ackerland.  
Die Sense klirrt in meiner Hand.

Aus meinen Händen hart und derb  
Wie ist der Tod den Aehren herb.

Stumm spielt um mich des Abends Glut.  
Von meiner Sense fließt's wie Blut.

Im Halmensinken raunt der Wind  
Zu Zweien, die im Glücke sind.

Vier Augen leuchten hell und groß —  
Mein Weib, den kleinen Balg im Schoß.

Und denen lächelt in der Ruh  
Das Gold der toten Aehren zu.

Da ist's bei jedem wehen Schnitt,  
Als ging im Tod ein Streuen mit:

Das Sterben ist ein kleines Stück,  
Um Brot zu sein für so viel Glück!

## Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

31

Verzweiflung und Schlawheit spricht aus dem Kauern-  
den. Die Arme, lose auf die Erde aufgestützt, umschließen  
mit scharfen Winkeln den in sich selbst zusammengesunkenen  
Rumpf, den tief herabgesenkten Kopf und die mit spitzen  
Knien eingeknickten Beine. Das Mädchen aber kommt zu-  
versichtlich lächelnd daher. Die Schmerzen, die ihre nackten,  
über vereiste Schneekrusten wandelnden Füße plagen müs-  
sen, erreichen das Antlitz nicht. Sieg ist in ihren Augen.  
Und diese siegreiche Kraft wird auch vermögen, den ver-  
zweifelnden Mann in einen fröhlichen zu wandeln. Daran  
ist nicht zu zweifeln.

„Ich glaube, es ist ein gutes Bild,“ sagt der alte Blu-  
mer langsam und ernst, „aber es steckt etwas im Sinne  
des Bildes, das mich noch nicht zum ruhigen Beschauen  
kommen läßt. Bist du der Verzweifelte und sie... Frau  
Steiner?“

Franz nickt zustimmend.

„Und doch sagtest du mir, es sei alles in Ordnung.“

„Eben darum ist alles in Ordnung.“

„Du gehst einen gefährlichen Weg, Franz.“

„Gefährlich bedeutet eine heilsame und erfrischende Ei-  
genschaft.“

„Lüge und Heuchelei sind deine Kumpane.“

„Nein, Wahrheit und Offenheit! Er weiß, daß wir  
uns kennen. Sobald die Ehe geschieden ist, heiraten wir.“

„An einer geschiedenen Frau bleibt immer etwas hän-  
gen.“

„Wir wissen, daß wir zusammengehören. Wir haben  
keine Wahl. Wir haben uns mit Schmerzen gesucht. Seit-

dem wir uns gefunden haben, wächst die Freude mit jedem  
Tag. Nichts steht zwischen uns als eine leere Gesetzesformel.  
Die werden wir mühelos beseitigen.“

„Ich kann mir nicht helfen... es will mir nicht ge-  
fallen...“

„Vertraue, Vater, und glaube!“

Der alte Blumer beschaut wieder das Bild.

„Du hättest keinen bessern Verteidiger hinstellen können  
als dieses Bild,“ sagt er nach einer Weile. „Ja, das Bild  
muß gut sein, denn so viel ich auch schaue, alles scheint  
Wahrheit.“

„Ist Wahrheit!“ schwört sein Sohn.

„Franz,“ ruft draußen eine schwache Stimme. Sie  
hören auf. Stürmische Schritte poltern über die hölzerne  
Scheunentreppe. Rauchend stürmt Rösli herein und stürzt  
sich über Franz, als solle er ihr geraubt werden. Den Vater  
achtet sie nicht. Ihre Augen sind blind vor Aufregung.

„Rösli, was ist geschehen?“ stößt er erschrocken hervor.

„Er... ist... tot...“ preßt sie mühsam heraus.

„Steiner?“

„Ja... ein Telegramm... schwer verletzt im Spital  
... ich muß reisen.“

„Von mir weg?“

Sie schaut ihn mit flehenden Augen an und stottert  
und stammelt: „Ich kann ihn doch nicht, ich kann doch  
nicht mit dir... wenn er... zu denken... daß ich... und  
er liegt am Sterben... Leb' wohl!“ Und sie stürzte wie-  
der weg.